Arm getragen: „ich bin verlobt"; in der Tasche behalten: „Ich brauche keine Liebe." Mit dem Fächer leicht in die flache Hand schlagen, heißt: „Ich weiß nicht, ob Du der Rechte bist"; den Fächer zu den Lippen führen: „Ich zweifle an Deiner Aufrichtigkeit." Mit dem Fächer das Haar an der Stirn zurückstreichen, bedeutet: „Ich denke an Dich"; die Malerei des Fächers beschauen: „Du gefällst mir." Das nachlässige Fächeln ist ein Zeichen von Gleichgültigkeit; das langsame Schließen des Fächers kommt einem Jawort gleich; das rasche Hin- und Herfahren mit dem Fächer drückt leidenschaftliche Liebe aus. Das Gesicht mit dem Fächer bedecken, heißt: „So etwas will ich nicht hören"; das Gesicht theilweise mit dem Fächer verhüllen: „Nimm Dich vor meinen Eltern in acht"; den Fächer auf's Herz legen: „Ich liebe und leide." Dem Geliebten den Fächer reichen, drückt aus: „Es steht Schlimmes bevor"; die Stäbe des Fächers zählen: „Ich möchte Dich sprechen"; sich mit dem Fächer am Fenster zeigen: „Ich gehe heute nicht aus"; endlich den Fächer fallen lassen: „Ich gehöre Dir ganz an!"

Das Bockbier.

Von Leopold Sturm.

(Nachdruck verboten.)

Dem Bockbier geht es wie den Hyazinthen, Crocus, Primeln, Maiglöckchen und anderen Frühlingsblumen, die uns bald, wenn der Schnee verschwunden, resp. die Aprilstürme vorüber sind, entzücken. Die Gärtner haben die Gewalt über die armen Dinger derartig in Händen, daß sie uns im tiefsten Winter die bunten Blüthen präsentiren. Nur an dem Schneeglöckchen ist ihre Kunst gescheitert, das blüht nicht früher, als bis es ihm beliebt, bis es an der Zeit ist.

Der Ausschank des Bockbieres erfolgte in früheren Jahren zum März und im März; es heißt ja auch vielfach Märzenbier. In dem deutschen Bier-Jerusalem, in München, halten ja auch verschiedene Brauereien noch an dem ursprünglichen Termin fest, und das ist weise gethan. Denn der Münchener Durst ist halt groß, und bei gar zu zeitigem Anstich würde es um die eigentliche Bockzeit keinen Tropfen Bockbier mehr geben. Und es wäre das sicherlich schade!

Aber außerhalb Münchens ist es zumeist anders; acht Tage nach Neujahr erscheinen schon in den Wirthschaften die Plakate mit den lustigen Böcklein und den gefüllten Gläsern, und in den Zeitungen bezügliche Annoncen und der würzige, etwas süße Quell rinnt dann ununterbrochen auf unzähligen Bockbierfesten bis Ostern. Ein „echter" Biertrinker macht sich in Norddeutschland nicht eben viel aus dem Bockbier, weil es zu süß ist. Der Münchener denkt anders; freilich schmeckt auch so ein berühmtes Bockbier, wie z. B. der Salvator, ganz anders, wie abseits der Isar. Die Pariser, welche die Schnittgläser schon „Bock" getauft haben, haben das Münchener Bockbier überhaupt in „Salvator" umgetauft. Daß sie es, trotz des hohen Preises, vernachlässigen, kann man nicht gerade sagen.

Woher kommt der Name „Bockbier?" Kein Gelehrter von der volkswirthschaftlichen Zunft oder von der des Bierfasses hat es bisher mit völliger Bestimmtheit beweisen können. Die am meisten ausgesprochene Vermuthung, das Bockbier sei das ursprüngliche Einbecker Bier, von welchem Luther schon nach dem Reichstage zu Worms eine Kanne erhielt, ist nicht stichhaltig. Man kann getrost annehmen, daß das Bockbier das ursprüngliche Märzenbier allgemein genannte starke Bier ist und seine Heimath München. Denn die Isarstadt hat Bier von der Qualität des Bockbieres unter allerlei fröhlicher Kurzweil schon zu Zeiten verzapfen sehen, zu welchen man sonstwo nirgends daran dachte. Wie der Name Bockbier entstand? Wie so viele andere frühere Biernamen, zum Theil auch heute noch im Gebrauch, durch irgend ein Scherzwort. Wir zählen davon nur auf: Breihan oder Broyhan in Magdeburg, Halle, Hannover; Dorfteufel in den Dörfern um Jena; Hund in Bremen; Heiliger Vater in München; Gose in Goslar, Döllnitz, Leipzig; Krabbelanderwand in Eisleben; Cacabulle in Duisburg; Hansle in Bamberg; Kuhschwanz in Delitzsch 2c.

Von München ist das Bockbier auch nach Norddeutschland vor bald sechzig Jahren auf dem Wege über Berlin gekommen, wo ein Bayer die erste bayerische Bierbrauerei einrichtete und nach einigen Jahren die Münchener Sitte des Bockbier-Keller-Ausschankes einführte. Aus einem sehr bescheidenen Anwesen und Concerten von zwei oder drei Musikern entstand auf dem Tempelhofer Berge an der Südgrenze der Stadt die spätere Bockbrauerei, noch heute im Betriebe.

Die Berliner haben allerdings die harmlose Münchener Ausgelassenheit, bei welcher nie die Gemüthlichkeit fehlte, schlecht kopirt. Besonders in den fünfziger Jahren, als die Gegend um die Bockbrauerei herum noch völlig „Landschaft" war, gab es blutige Köpfe und zerbrochene Gläser in Hülle und Fülle und die beiden Gräben zu Seiten der Tempelhofer Chaussee waren mit Blessirten von der Bockbierschlacht dicht angefüllt. Später schritt dann die Polizei ein, erließ vor zehn Jahren sogar einen drakonischen Ukas, der aber inzwischen zurückgenommen ist. Aus jener Zeit stammt auch der berühmte Bockaufzug: Ein Viertel Hundert Studenten erschienen in schwarzen Anzügen, schwarzen Handschuhen, schwarzen, gesangbuchähnlichen Büchern unter den Armen, tranken feierlich ein Viertel Hundert Flaschen Selterwasser und marschirten wieder ab. Seitdem wurden die Vorschriften gemildert. Heute wird Niemand ernstlich belästigt; freilich muß er etwas Spaß verstehen.

Durch ganz Deutschland hat sich das Bockbier verbreitet. Der Norddeutsche meint, es sei schwer zu vertragen. Aber er vergißt die Hauptsache, ein resolutes Essen zum Biere. Herrgott, was wird auf den Münchener Bockfesten getrunken, gegessen und gesungen! Und kein Hader, kein Streit, wer noch so arg beschwipst ist, findet doch immer mitleidige Seelen, die ihm weiterhelfen. Es ist eine alte Münchener Sitte, die wohl zu kopiren versucht werden kann, die aber nie naturgetreu imitirt wird. Freilich ist der „Bock" nicht das Allergrößte an München, aber doch eine gute Sach'! Prosit!

Knack-Mandeln.

Auflösung des 395. Preisräthsels: Andalusier (Bande, Halt, Musik, Herz.)

Richtige Lösungen gingen ein 32. Die Gesammtzahl der Einsendungen betrug 35. Das Räthsel wurde richtig gelöst:

aus Halle von: Familie Baumgart, Kühn, M. Schatte, Elisabeth Behrend, Hermann Schneider, Hans Sachse, Luise Schaaf, Ernst Schultze, Emil Schlecht, Fr. Goltze, L. Weber, Jenny Küpp, Martha Küntzlin, Ferd. Benzmann, Martha Spiegel, Otto Schröder, L. Kraemer, K. Hachtmann, Frau B. Sommer, Colberg, Carl Heuber, Margarethe Goßrau, Otto Bense, M. Jentzsch, R. Semmler, Carl Hahn, Marie Heuber;

von auswärts von: Otto Arndt, Reinsdorf, Wilhelm Pöhle, Bitterfeld, Conrad Nietschmann, Liegnitz, Martha Linke, Giebichenstein, J. Triele, Cröllwitz.

Preis: Lenau's Werke

entfiel auf **Hans Sachse, hier.**

396. Preisräthsel.

Die ersten Silben giebt der Wald,
Die dritte, ein Thier, das hast Du bald;
Das Ganze ist der Jugend Freude;
Doch führen's auch erwachsene Leute.

Preis: Goethe's Faust, zwei Theile.

Skataufgabe.

(a b c d die vier Farben; A Aß; K König; D Dame, Ober; B Bube, Wenzel, Unter; V M H die drei Spieler).

V (der Spieler in Vorhand) sagt auf folgende Karte a-Handspiel an:

a, b, c, dB; a10, D, 9; d10, D, 8.

Deutsch.

Französisch.

Treff-Bube, Pique-Bube, Coeur-Bube, Carr.-Bube, Treff-Zehn, Treff-Dame, Treff-Neun, Carr.-Zehn, Carr.-Dame, Carr.-Acht.

Das d-Handspiel war natürlich besser, es wäre selbst im ungünstigsten Falle unverlierbar, da der Spieler nur zwei a-Stiche (= 28) abzugeben braucht, auf die höchstens 21 Augen gewimmelt werden können; wie die Karten hier vertheilt sind, wäre das d-Handspiel sogar mit Schwarz gewonnen worden. Der Spieler aber spielt aus „Geiz", der sich beim Skatspiel bekanntlich stets straft, das a-Handspiel und verliert, trotzdem zwei Trümpfe im Skat liegen; M hat nur 15 Augen in der Karte. Wie war Kartenvertheilung und Spiel?

Lösung der Skataufgabe aus Nr. 4.

Kartenvertheilung:

V. aA, 10, K, D; bA, 10; cA, 10; dA, 10.
M. dB, a9, 7; bK, D, 9, 8, c7; dD, 8.
H. b, cB, a8; b7; eK, D, 9, 8; dK, 7.
Skat: aB, d9.

Spiel:

1.—4. Der Spieler zieht seine 4 Däuser und bekommt darauf die Sieben und Achten (= 44).
5. V. b10, bK, cB (— 16). — 6. H. cK, c10, dB (— 16).
7. M. bD, dK, aD (— 10). — 8. H. b9, cD, aK (— 7).
9. M. dD, bB, d10 (— 15). — 10. H. c9, a10, a9 (— 10).

Der Spieler hat also mit den 2 Augen des Skates nur 46 erreicht. Er würde nur dann gewonnen haben, wenn er d10 nachzieht, ehe einer der Gegner das zweite Blatt d wegwerfen kann. Aber aus dem ersten d-Stich konnte der Spieler nicht entnehmen, daß hier die Vertheilung günstiger war, als in den übrigen Farben.

Verantwortlicher Redakteur Wilhelm Teske. — Druck und Verlag von W. Kutschbach. Beide in Halle a. S.

Hallesche Familien-Blätter

Wöchentliche Gratis-Beilage des General-Anzeiger für Halle und den Saalkreis.

Nr. 6 — Halle a. S., den 5. Februar — 1899.

Zu viel Glück.

Skizze nach dem Englischen von Wilhelm Teschen.

(Nachdruck verboten.)

Heute, im Zeitalter der sozialen Frage, wo so viele Millionen mit ihrem Schicksal hadern, wo der Streik in Permanenz erklärt ist, interessirt es wohl von einem Manne zu lesen, der zuviel Glück im Leben hatte und deshalb mit dem Schicksal haderte.

Lord Eduard Sydenham, dieses „Opfer des Glücks", wie er sich selbst nannte, ist selbst für England eine höchst seltene Erscheinung; aber sie findet immerhin ihre Erklärung in der Lebensweise einzelner Personen und Stände. Im Allgemeinen ist nämlich der Engländer ein arbeitsamer und praktischer Mensch, dem sein Komfort über alles geht. Unter Komfort versteht der Engländer etwas anderes als wie beispielsweise der Deutsche. Dem Engländer steht im Mittelpunkt des Komforts seine Gesundheit, oder wie er es nennt, seine Kondition. „Ich bin bei Kondition" heißt bei ihm „ich bin bei vollständiger Frische des Körpers und des Geistes, ich habe das Gefühl, zur Bewältigung jeder überhaupt möglichen Arbeitsleistung befähigt zu sein."

Nach größter Möglichkeit trägt der Engländer in der Regel seiner Gesundheit Rechnung, und nur die Ausnahmen, welche dieses eben nicht thun, werden nervös, ungenießbar, bei ihnen entwickelt sich der weltbekannte Spleen, als dessen Opfer wohl auch Lord Sydenham zu betrachten ist.

Schon von Kindheit an verfolgte den Lord das Glück, nie war er krank oder erlitt er sonst einen Unfall, selbst die häufigsten Kinderkrankheiten blieben ihm fern. Zum Jüngling herangewachsen errang er ohne Schwierigkeit die ersten Preise im Kolleg von Eton. Schon früh, kaum großjährig, kam er in den Besitz von vielen Millionen. Alle seine Unternehmungen waren auffallend vom Glück begünstigt; auf seinen großen Gütern ging nie ein Hagelschlag nieder, brach nie eine Viehseuche aus, kannte man keine Mißernte; seine Schiffe kenterten oder strandeten nie. Sein Glück beim Spiel und auch bei den Frauen war sprichwörtlich geworden. Dieses fortwährende Glück wurde mit der Zeit sein Unglück. Ewig Sonnenschein zu haben, das erschien dem Lord unerträglich, er sehnte sich nach Schatten; er wollte auch einmal die Schattenseite des menschlichen Lebens kennen lernen, er wünschte sehnlichst, einmal unglücklich zu sein.

Er versuchte es in allem Ernste, unglücklich zu werden. Er setzte sein ganzes Gut in gewagten Spekulationen aufs Spiel, aber die kühnsten Spekulationen verwandelten sich, sobald Lord Sydenham daran theilnahm, in wahre Goldgruben. Das erschien dem Lord schließlich unerträglich.

„Jeder Mensch hat Freud und Leid, und gerade das Leid läßt die Freude doppelt empfinden", sagte er sich, „nur mir allein scheint das Unheil ewigen Glücks zu Theil zu werden."

Nun forderte er das Unglück auf andere Weise heraus. Er unternahm weite und gefährlicher Reisen, er unternahm eine Nordpolfahrt, er drang darauf in das Innere Afrikas ein, er bestieg die Spitzen der gefährlichsten Berge, er jagte die Tiger Bengalens und die Nilpferde des Niger, aber das Unglück kam nicht, nicht der kleinste Unfall begegnete ihm.

Tief unglücklich kehrte er nach London zurück, die Langeweile, der Spleen erfaßte ihn hier. Er beschloß, sich zu tödten.

Er nahm einen seiner besten und zuverlässigsten Revolver, lud ihn, setzte ihn an die rechte Schläfe und drückte los.

Die tödtliche Wirkung blieb aus, die Patrone war blind geladen gewesen.

Der Lord stutzte, er legte die Waffe weg, trat ans Fenster und blickte nachdenklich auf die Straße. Da sah er einen Bekannten mit traurigem Blick den Palast betreten. Erfreut trat er vom Fenster zurück und murmelte vor sich hin: „Was Teufel, der lustige Harry Braddon scheint unglücklich zu sein, er muß mir sagen, wie er das gemacht hat."

Bald saßen die Freunde bei einer Flasche alten Weines zusammen, und der Lord vernahm, daß Braddon durch die Ehe, durch seine Frau den alten Humor vollständig verloren habe.

„Die Ehe ist das größte Unglück im menschlichen Leben!" schloß Braddon seinen langen Bericht.

Der Lord aber lachte vergnügt, trank ein ganzes Glas Wein auf einen Zug und sagte dann: „Abgemacht! ich werde heirathen!"

„Spotte nicht!" warnte ernsten Tones Braddon.

„Spotten? Ich schwöre Dir, das erste Mädchen, das mir heute begegnet, es mag hübsch oder häßlich, dumm oder geistreich, arm oder reich sein, es wird geheirathet."

Braddon fand für einen Augenblick seinen alten Humor und sein angenehmes Lachen wieder, so sehr gefiel ihm der Scherz seines Freundes. Dieser aber nahm stillschweigend seinen Hut und verließ das Zimmer. Verdutzt folgte ihm der Freund. Auf der Straße fuhr eben ein Wagen vorbei als der Lord aus der Thür trat. Eine verschleierte, junge Dame saß allein in dem offenen Gefährt.

„Ich halte mein Wort", rief der Lord, „die wird meine Frau! Adieu Braddon!"

Nach diesen Worten sprang der Lord in einen Miethswagen und befahl dem Kutscher, dem Zweispänner vor ihm immer zu folgen.

Der Zweispänner fuhr nach etwa einer Viertelstunde in den Hof einer der schönsten Villen des Westend, und der Lord sah beim Aussteigen noch eben eine schlanke Frauengestalt in der Hausthür verschwinden.

Er trat zu dem Portier und fragte ihn, wer die Dame gewesen sei.

„Die Nichte des Herrn Generals!" lautete die Antwort.

„Ist der Herr General zu Hause?"

„Geben Sie dem Herrn meine Karte und sagen Sie ihm, daß ich ihn zu sprechen wünsche."

Der Pförtner gehorchte und überreichte die Karte dem General. Dieser war bereit, den Lord zu empfangen, da er ihn vom Club her kannte. Der Lord brachte sein Anliegen vor und hatte wiederum großes Glück. Der kinderlose, reiche General nahm die Werbung des Lords um seine Nichte, die er wie eine Tochter hatte erziehen lassen, sehr günstig auf, und die Nichte selbst, Mary mit Namen, verliebte sich nach kurzer Zeit so sehr in Sydenham, daß sie sich heilig gelobte, ihren Gatten nach Kräften glücklich zu machen.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-847518-18990205041/fragment/page=0001
DFG

In den ersten Monaten seiner Ehe fühlte Sydenham sich auch vollkommen glücklich, die Liebenswürdigkeit und Hingabe eines so schönen und unschuldigen Wesens, wie Mary eines war, entzückte und zerstreute ihn.

Dann aber kam der Spleen mit voller Stärke wieder. Er fing an, seine liebe und reizende Frau zu quälen, er schleppte sie mit sich in der Welt herum, er muthete ihr die beschwerlichsten Reisen zu, in der Hoffnung, daß Mary unangenehm werde, aber sie verlor nie ihre himmlische Geduld, sie ertrug alles mit liebevoller Nachsicht, sie war eine Mustergattin, wie es es keine zweite gab. Das war zu viel des Glückes für den Lord, sein Spleen erreichte den höchsten Grad, und als er eines Tages am Ufer des Niagara stand, da sprang er plötzlich hinein in die tosende Fluth. Der Sturz betäubte ihn, und der Strom führte die anscheinend leblose Gestalt mit sich fort. Doch das Glück verfolgte den Lord immer noch, er kam wieder zum Bewußtsein und fand sich beim Erwachen merkwürdig erfrischt am Ufer liegen.

Er wunderte sich und murrte dann fürchterlich über sein unheimliches Glück. Er erhob sich zornig und lenkte seine Schritte dem nahen Walde zu, indem er überlegte, was er nun beginnen sollte. Da seine Frau ihn für todt halten mußte, so beschloß er ein neues Leben unter einem anderen Namen zu beginnen und zwar ein Leben der Entbehrung und der Arbeit, das mußte ihm doch endlich das Unglück bringen.

Mit dem ersten Holzfäller, der ihm im Walde begegnete, wechselte er die Kleider, um sich dann als Holzfäller zu verdingen. Man nahm ihn sofort an, und die schwere Arbeit bekam ihm sehr gut, sie machte ihn körperlich stark und gesund. Das Glück war ihm in allen Punkten wieder hold, die schönsten Bäume fielen unter seiner Axt, die größten Flöße, die den San Lorenzo hinabfuhren, waren die seinigen, kurz, nach Verlauf von sechs Monaten hatte er sich ein kleines Kapital erworben.

Er lachte spöttisch auf, als er die Summe eines Tages zählte, und er sann darüber nach, wie er das Geld wieder los werden könne. Er machte sich, da der Winter die Arbeit im Walde hemmte, auf den Weg nach New-York und spielte an der Börse und verzehnfachte in kurzer Zeit sein Vermögen. Er spekulirte weiter, er wollte absolut sein Geld verlieren, er kaufte für sein ganzes Geld Aktien einer halb verkrachten Eisenbahngesellschaft. Kaum aber war der Lord im Besitz der schlechten Papiere, so traten günstige Umstände für die Bahn ein, die Aktien stiegen plötzlich ungeheuer und Sydenham gewann Millionen.

Noch einmal wagte er eine gefährliche Spekulation — dasselbe günstige Ergebniß.

Das war ihm zu viel. Er gab den Kampf auf, er kehrte nach London zurück. Dort angekommen, nahm er unter falschem Namen in einem Gasthof Wohnung und begann dann Erkundigungen über seine Frau einzuziehen. Er vernahm nichts Nachtheiliges über sie.

Aergerlich und abgespannt betrat er eines Tages ein vornehmes Restaurant. Neben seinem Tische saßen mehrere junge, vornehme Herren bei einem fröhlichen Mahle. Der Lord verstand jedes Wort ihrer Unterhaltung.

„Gesteh's nur, Kapitän", sagte einer der lustigen Herren, „daß Du bei Lady Sydenham, der reichen und hübschen Wittwe, sehr in Gunst stehst!"

Der Kapitän machte eine ernste Miene und sagte: „Ich bitte Dich, sprich nicht in dieser Weise über eine Dame, die ich hochschätze, sie ist eine der ehrenwerthesten Frauen Londons."

„Gewiß, gewiß!" rief der Zurechtgewiesene! „Ich wollte durchaus nichts Böses sagen! Ich sehe bei Gott nichts Schlimmes darin, wenn die Lady nach beinahe zwölfmonatlicher würdiger Trauer anfängt, die Huldigungen eines ehrenhaften Mannes entgegenzunehmen."

Der Kapitän war sichtlich verlegen und brachte mit Fleiß das Gespräch auf ein anderes Gebiet. Eine Viertelstunde später verließ er seine Freunde.

Der Lord folgte ihm mit einem nie gekannten Gefühl der Unruhe.

Der Kapitän lenkte seine Schritte nach dem Palast Sydenham, aber er betrat ihn nicht durch das Hauptthor, sondern durch eine kleine Hinterthür. Kein Zweifel, die jungen Leute im Restaurant hatten Recht, der Kapitän war der begünstigte Liebhaber seiner Frau. Wie gebannt stand bei dieser Gewißheit der Lord. Das Gefühl einer furchtbaren Eifersucht erfaßte ihn und machte ihn zittern. Er fühlte endlich die Qualen, nach denen er sich gesehnt hatte, das Unglück hatte ihn endlich gefunden.

Er wollte den Kelch bis auf den Grund leeren. Schnell schwang er sich über die Gartenmauer. Ein mächtiger Baum, der seine Aeste bis an das Haus ausstreckte, bot dem Lord Gelegenheit in das Gemach zu schauen, in dem seine Gattin sich befand.

Er bemerkte von seinem starken Aste aus, wie die Stubenthür sich öffnete und der junge, hübsche Kapitän eintrat, er sah, wie seine Frau dem jungen Manne erregt entgegeneilte und ihren Arm zärtlich um seinen Hals legte.

Von Wuth und Zorn und Schmerz überwältigt, schloß der Lord einen Augenblick die Augen, dann fiel er mehr als er stieg vom Baume, eilte ins Zimmer seiner Frau.

Die Lady schrie beim Anblick ihres Mannes auf und fiel dann bewußtlos in seine Arme. Er legte sie auf ein Sopha und gab sich dem Kapitän zu erkennen. Zu seinem größten Erstaunen streckte ihm der Kapitän die beiden Hände entgegen und sagte: „Sie leben noch! Welch' ein Wunder! Ich bin der Bruder Ihrer Frau! Das Geheimniß, welches meine Gedurt umgiebt, erkläre ich Ihnen später, jetzt bedarf Mary unserer Hilfe!"

In diesem Augenblicke kam Mary wieder zu sich und aus ihren Augen glänzte das reine Glück, als sie dieselben auf ihren Gatten richtete.

Dieser zog seine Frau an sein Herz und sagte: „Noch immer will das Glück nicht von mir weichen, aber jetzt, wo ich erfahren habe, was Schmerz und Unglück heißt, jetzt segne ich das Glück, das mir aus Deinen Augen entgegenstrahlt."

Von nun ab widmete sich der Lord der regelmäßigen Arbeit, indem er sich der Bewirthschaftung seiner Güter und des Wohles seiner zahlreichen Arbeiter annahm. In diesem Streben und in der unerschütterlichen Liebe seiner Gattin genaß er von seinem Spleen.

Lichtmeß.

Kulturhistorische Skizze von Richard Pauly.

(Nachdruck verboten.)

Wie viele der freundlichen Leser mögen sich wohl den Kopf schon zerbrochen haben bei dem Versuche, die ebenso räthselhaft als verheißungsvoll klingende Bezeichnung des 2. Februars, „Lichtmeß", zu deuten? Die meisten — und wir gehören, wir gehörten in jüngeren Jahren selbst zu ihnen —, bringen dieselbe mit der besonders um diese Zeit bemerkbaren beträchtlichen Zunahme des Lichtes, d. h. der Tage in Zusammenhang und meinen, dieselbe sei nun so auffällig und bedeutend, daß man sie, nach Stunden natürlich, messen, d. h. bemessen und berechnen könne. Allein diese Deutung des Namens ist völlig haltlos, weil ungeschichtlich. Der Tag ist nämlich lediglich kirchlichen Ursprunges und gehört zu den katholischen Marienfesten, deren es im Ganzen siebzehn giebt, nämlich sechs sog. „gebotene" und elf „ungebotene". „Maria Lichtmeß" nun ordnet sich der ersten Gruppe ein und hat in einem jüdischen, später in die christliche Kirche übergegangenen Brauche ihre Grundlage. Im mosaischen Gesetze (3. Mos. 12, 1 f.) wird nämlich verordnet, daß Wöchnerinnen nach der Geburt von Knaben vierzig Tage lang daheim bleiben und für „unrein" d. h. von der Tempelgemeinschaft ausgeschlossen gelten sollen (bei der Geburt von Mädchen die doppelte Zeit). Nach Verlauf dieser Zeit hatten sie im Tempel zu erscheinen, das vorgeschriebene sog. „Reinigungsopfer" („ein Paar Turteltauben oder zwei junge Tauben") darzubringen und wurden dann beim Priester für „rein", d. h. zur Tempelgemeinschaft wieder zugelassen und überhaupt verkehrsfähig erklärt. Auch Maria kam dieser Vorschrift nach der Geburt Christi nach, und da dieselbe seit dem vierten Jahrhundert — zum ersten Mal wird der 25. December als Geburtstag Christi im römischen Fest-Verzeichniß vom Jahre 354 genannt — auf den noch heute als Christfest gefeierten 25. December fällt, so ergab sich als Tag der sog. „Reinigung Mariä", eben der 2. Februar. Nun wird in biblischen Berichten über jenen Besuch der Mutter Jesu im Tempel zu Jerusalem erzählt (Ev. Luc. 2, 22 ff.), ein Greis, Namens Simeon, habe, von heiliger Begeisterung erfüllt, das Jesuskindlein in die Arme genommen und prophetischen Blickes über dessen zukünftiges heilsames Wirken geweissagt, daß es der Heiland sein werde, „ein Licht zu erleuchten die Heiden und zum Preise seines Volkes Israel." Diese Wendung war für die alte Kirche ein Anlaß, dieses Marienfest überhaupt zu einem Lichtfest zu gestalten, wobei allerdings die mehr und mehr bemerkte Zunahme des Tageslichts nicht ohne Einfluß geblieben sein mag. Um aber auch äußerlich und zeremoniell den Lichtcharakter dieses Marienfestes auszudrücken, wurden an demselben die das Jahr hindurch im Gottesdienst zur Verwendung kommenden Lichte, Weihnachtskerzen usw. geweiht, d. h. mit Weihwasser besprengt und so zum kirchlichen Gebrauche befähigt. Das aber geschah in einer feierlichen

Messe oder Mette (von matutina, d. h. Morgen-Gottesdienst abzuleiten), einem Gottesdienst, wie er unter diesem Namen noch heute in der katholischen Kirche üblich ist. An diese „Lichter-Messe" schloß sich innerhalb der Kirche selbst eine große Prozession mit Lichtern und Fackeln, abermals, um unter Hinweis auf Simeons Wort den Heiland als „Licht der Heiden" zu feiern und den Lichtcharakter des Festes selbst hervorzuheben, das übrigens erst seit dem Jahre 541 als festum purificationis Mariae (Mariä Reinigung) in der Kirche begangen wird.

An den sog. ersten Kirch-, besser Tempelgang der jüdischen Mütter, besonders aber der Mutter Jesu erinnert übrigens eine Sitte, die bis auf diesen Tag auch in der christlichen Kirche, namentlich in den kleinen, besonders ländlichen Gemeinden, sich erhalten hat: wir meinen, den sog. ersten Kirchgang der Sechswöchnerinnen, dessen Bedeutung darin besteht, Gott für die glückliche Ueberstehung der Gefahren zu danken, ein Brauch, der sich namentlich in Sachsen sehr eingebürgert hat. In der katholischen Kirche ist es Sitte, daß die Wöchnerinnen von drei bis fünf Freundinnen sich auf dem ersten Gang zum Gotteshause begleiten lassen, während daneben der Priester mit brennender Kerze einherschreitet, die dann der Kirche geweiht wird. In den meisten Fällen freilich ist die Wöchnerin nur von der Kindesfrau begleitet und wird im Gotteshause nach kurzer Danksagung vom Priester eingesegnet und an die Pflichten erinnert, die ihr aus der Mutterschaft erwachsen. Auch hier spielt eine Kerze, welche der Mutter beim Eintritt in die Kirche überreicht wird, eine Hauptrolle: sie ist ein Sinnbild der Reinheit, der das Leben der Mutter nunmehr wieder geweiht sein soll, und ein Hinweis auf Den, der als „Licht der Welt" unser aller Vorbild sein soll.

Aus dem Gesagten geht hervor, daß Lichtmeß nicht zu den kirchlichen „Festen" gehört, denen zugleich eine natürliche Bedeutung eignet, wie dies bekanntlich bei den meisten unserer Feste, namentlich den sog. „hohen" der Fall ist, bei denen die religiösen und natürlichen Grundlagen oft derart in einander übergehen, daß eine Scheidung beider sehr schwierig ist. „Mariä Lichtmeß" oder „Mariä Reinigung" ist also durchaus kirchlichen Ursprunges. Gleichwohl giebt es wohl kaum einen Tag im ganzen Jahreslaufe, der nach dem Volksglauben von so einschneidender Bedeutung für das Naturleben wäre, wie gerade unser 2. Februar. Wir erinnern nur unter Anderem an folgende bekannten „Bauernregeln": „Lichtmeß sieht der Bauer lieber den Wolf im Schafstall, als die Sonne"; „Lichtmessen hell schindet dem Bauern das Fell, Lichtmessen dunkel macht den Bauern zum Junker, Lichtmessen im Klee, Ostern im Schnee"; „Wenn's bei Lichtmeß stürmt und schneit, ist der Frühling nicht mehr weit", „Sonnt sich der Dachs in der Lichtmeßwoche, geht auf vier Wochen er zu Loche" u. a. m. Allen diesen Bauernregeln ist der Hinweis auf das natürliche Licht, d. h. den Sonnenschein gemeinsam, offenbar ein volksthümliches Mißverständniß der Entstehung des Festes, das, wie wir eben zeigten, zunächst durchaus nichts mit dem äußeren, d. h. dem Sonnenlichte zu thun hat. Wie aber der Volksglaube so oft, selbst wenn er wissenschaftlich sich im Irrthum befindet, das Rechte trifft, so auch hier. In der That macht sich gerade in der ersten Hälfte des Februar die Zunahme des Lichtes, d. h. der Tage und die Einwirkung der Sonnenstrahlen auf das Naturleben in ganz besonders auffälliger Weise bemerkbar. Hieran knüpfen nun sämmtliche Bauernregeln an, indem sie betonen, daß es für das natürliche Gedeihen offenbar wünschenswerther ist, wenn um diese Zeit noch trübe, winterliche Witterung herrscht, als wenn heller Sonnenschein, der jetzt bereits eine ziemliche Kraft zu entfalten vermag, das Leben im Erdenschoße zu wecken beginnt. Denn langjährige Erfahrung lehrt, daß die Naturgesetze, auch wenn sie zuweilen außer Kraft zu sein scheinen, doch immer wieder energischer ihr Recht geltend machen. Und nach denselben soll der Monat Februar als Wintermonat auch noch einen winterlichen Charakter tragen. Verleugnet er denselben, so ist dies eine Ausnahme von der Regel, die sich insofern meist schwer rächen wird, als der Winter sich dann zu einer Zeit einstellt, wo er der bereits allzu früh hervorgelockten Vegetation den empfindlichsten Schaden zufügen muß. Sonach kommt, wie dem ganzen Monat Februar, so besonders der Lichtmeß die Bedeutung eines „kritischen Termins erster Ordnung" zu.

Natürlich wird heutzutage Niemand behaupten wollen, daß jene Wetter- und Bauernregeln irgendwelchen gegründeten Anspruch auf unbedingte Zuverlässigkeit erheben dürfen. Aber insofern sie auf langjähriger Beobachtung des Naturlebens beruhen und auf dieses Bezug nehmen, wird ihnen Niemand eine bedingte Wahrscheinlichkeit absprechen können. Ist doch die Erfahrung die beste Lehrmeisterin, und unsere noch so junge Meteorologie baut sich in der Hauptsache auf langjährigen Beobachtungsgrundsätzen auf. So möge denn „Lichtmeß" auch in diesem Jahre seinen ihm von kirchlicher Tradition vindicirten Lichtcharakter besser verleugnen und ein trübes, winterliches Antlitz zeigen — um so mehr dürfen wir uns dann der Nähe des holden Lenzes getrösten.

Das Scepter der Grazien.

Kulturgeschichtliche Skizze von Ludwig Epstein.

Wenn wir im Ballsaale oder im Theater beobachten, wie sich eine Dame mit ihrem Fächer Kühlung zuwebt oder wie sie graziös damit spielt und mit ihm eine stumme, geheimnißvolle und nur dem Eingeweihten verständliche Sprache redet, dann ahnen wir wohl schwerlich, welch' interessante Geschichte dies „Scepter der Grazien", wie man die zierlichen, von Seide, Gaze oder einem anderen duftigen Gewebe zusammengehaltenen Stäbchen auch genannt hat, aufweisen kann.

Die ersten Fächer haben wir zweifelsohne in dem Blatt oder Strauch zu suchen, welche der Naturmensch abbricht, um der erhitzten Haut Kühlung zuzufächeln, oder in dem Vogelflügel, der ihm zu gleichem Zwecke oder dazu dient, das Feuer anzufachen. Diese beiden Urformen finden wir noch heute wieder in dem Blattfächer, einem Stil mit daran befestigtem Baumblatt, Stück Zeug oder Papier, und in dem Federfächer, der von den Eingeborenen in den tropischen Gegenden mit Vorliebe benutzt wird. Zu ihnen sind im Laufe der Zeit nur noch zwei weitere Gestalten hinzugekommen, der Fahnenfächer und der Faltfächer. Welch' gewaltiges Stück Kulturgeschichte liegt aber zwischen den ursprünglichen primitiven Vorbildern des Fächers und dem prächtig ausgestatteten Toilettenstück unserer heutigen Damenwelt, und es bietet gewiß ein hohes Interesse, diesen Entwickelungsgang einmal näher zu verfolgen.

Der Ursprung des Fächers reicht im Orient, in Indien und China bis in das grauese Alterthum hinauf. Eine hübsche, chinesische Sage führt die Erfindung desselben auf die schöne Mandarinentochter Lam-Si zurück, welche bei einem Feste, von der Hitze überwältigt, die damals dem weiblichen Geschlechte in der Oeffentlichkeit streng vorgeschriebene Maske vom Antlitz nahm, um sich durch Hin- und Herbewegen derselben Kühlung zuzuwehen. Das holde Mädchen that dies so anmuthig, daß man dies Vergehen gegen die sonst so streng beobachtete Etikette verzieh, und im nächsten Moment folgten auch die übrigen Damen des Festes dem Beispiel, das sie gegeben. Wie durch Zauberwort nahmen Alle die bergende Hülle vom Gesicht und schwangen sie in gleichmäßigem Rhythmus hin und her.

Diese Sage taucht, allerdings variirt, nicht nur in verschiedenen Orten auf, sondern wählt sich auch einen ganz anderen Hintergrund. Immer aber bleibt der Osten die Heimath des Fächers, und hier wird derselbe auch heute noch am zierlichsten hergestellt; auch ist sein Gebrauch dort bei beiden Geschlechtern und in allen Ständen durchaus allgemein. In China und Japan gebraucht ihn die Mutter, „um ihren Säugling in der Wiege damit einzuschläfern, der Lehrer züchtigt seine faulen Schüler damit, und der Bettler sammelt die Almosen mit dem Fächerteller ein. Man grüßt nicht durch Entblößen des Hauptes, sondern durch eine anmuthige Bewegung des Fächers, der auch als Notizbuch dient. Die Handwerker fächeln sich mit der Linken Kühlung zu und arbeiten mit der Rechten; der Mandarine vor der Truppe führt seinen Fächer mit dem Säbel in die Schlacht; man kühlt den heißen Thee oder Reis damit, die Spaziergänger verscheuchen damit die Moskitos, und die Bewegungen, welche die jungen Mädchen mit ihren Fächern machen, bilden eine stumme, aber verständliche Sprache."

Aus dem Osten nahm der Fächer seinen Weg mit der gesammten Kultur über Mittelasien nach Griechenland. Schon die schöne Helena, die Gattin des Menelaus, soll ihn benutzt haben. In Athen betrachtete man den Fächer gleichsam als Scepter der Schönheit, auch die römischen Damen hielten ihn in hohen Ehren. Die Dichter Roms werden nicht müde, die Anmuth zu schildern, welche die Römerinnen bei der Handhabung des Fächers entwickelten. Einmal eingeführt, bleibt das „Scepter der Grazien" in der Siebenhügelstadt auch in Uebung, und alle Drangsale, die Rom erlebt hat, vermögen ihn nicht mehr in Vergessenheit zu bringen.

Selbst in der christlichen Liturgie fand der Fächer Aufnahme, und in der griechischen und armenischen Kirche ist er noch heutzutage im Gebrauch, während die römische Kirche ihn im 13. Jahrhundert wieder aus ihren Ceremonien verbannt hat. Nur dem Papste schreiten bei hohen Festlichkeiten noch zwei Fächerträger mit mächtigen Pfauenwedeln zur Seite.

Gegen Ende des 14. Jahrhunderts — unter Richard II. — kam der Fächer auch nach England und wurde namentlich durch die Königin Elisabeth in Aufnahme gebracht. In Frankreich fand er im 16. Jahrhundert durch Maria von Mediei Eingang. Die ungemeinliche Königin hatte das „Scepter der Grazien" stets an ihrer Seite. Ohne dasselbe gab es bei ihr kein Fest, keine Vergnügtlichkeit. Als ihr einst ein mit Juwelen gleichsam überfäteter und in der ganzen Herstellung in der That wunderbarer Fächer überreicht wurde, soll sie, die sonst allem Frauenand abhold war, geradezu in Entzücken gerathen sein.

Seit Anfang des 17. Jahrhunderts wurde der Gebrauch des Fächers in Europa ganz allgemein, so auch in den reichen deutschen Reichsstädten; doch mußten hier die Damen sich noch ausländischer Erzeugnisse bedienen, da erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts in Deutschland eine selbstständige Fächerfabrikation aufkam.

Während die ersten Fächer, die man herstellte, recht einfach waren — sie hatten blos einen Stiel und auf demselben ein farbiges Kartenpapier oder einen Federkranz —, verfertigte man im 17. Jahrhundert Fächer mit mehreren, auf einer Achse zusammengenieteten Stäbchen von verschiedenem Material, und diese Fabrikationsweise kam direkt aus China. Die Mode machte unter Ludwig XIV. aus dem Fächer einen Gegenstand des Luxus. Das Holz wurde durch Perlmutter, Elfenbein, Gold, Silber, Messing, Schildkrot ꝛc. ersetzt. Anstatt des Ueberzugs von farbigem Papier malte man auf die Speichen oder in die Zwischenabtheilungen Bildnisse, Blumen, Landschaften oder galante Scenen der Schäferpoesie und Mythologie.

Nachdem der Fächer während der französischen Revolution fast überall aus der Mode gekommen war, wurde er später wieder in Aufnahme gebracht. Seitdem ist er ein wesentlicher Bestandtheil des eleganten Damenputzes geblieben und hat auch die Fächerindustrie wieder aufblühen lassen, die neuerdings viel Geschmack und Originalität zeigt, wie die in den letzten Jahren in Frankfurt a. M., Budapest und Karlsruhe veranstalteten Fächerausstellungen glänzend dargethan haben.

Trotzdem der Fächer heutzutage auf dem Ball, im Theater, im Concert und auf der Straße fast überall anzutreffen ist, hat sich doch nur Spanien die volle Fächerromantik vergangener Zeiten bewahrt, und dort wird auch die Fächersprache allgemein als eine „Sprache ohne Worte" geredet und verstanden.

Der geschlossene Fächer, an der Fächerschnur am rechten Arm getragen, bedeutet nach Rudolf Kleinpaul: „Ich suche einen Mann"; am linken

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-847518-18990205041/fragment/page=0002